

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 8.

Donnerstag, den 16. August.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Litteraturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 32 Nummern ist 8 Tblr. Inserate werden mit 1 Ngr. die geiv. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von

Ernst Frihe.

Stille Sünde.

In einer hübschen Mittelstadt Preussens fiel jedem Reisenden, noch vor 36—38 Jahren ein Haus auf, das durch seine einfache und doch elegante Bauart sich auszeichnete und durch eine Menge exotischer Gewächse die auf dem terrassenförmigen Aufgang zum Hause neben einander gereiht standen, wirklich einen blendenden Eindruck zu verursachen im Stande war. Aber — außen ein Paradies — innen eine Hölle! Wir führen den Leser in dies weiße, sonnig bestrahlte Haus ein und sehen uns inmitten einer häuslichen Geschichte, die uns beweist, daß das Band der Ehe Tantalusqualen mit sich bringen kann, wenn es in Uebereilung und Leidenschaft ohne Prüfung des Charakters und der Gemüthsstimmung um zwei Menschen geschlungen ist.

Eine Reihe eleganter Zimmer zeigen uns die Dede derjenigen Einsamkeit, die Staub auf die Möbeln legt, welche ununterbrochen an ihrem Plage

stehen und von Menschenhänden unberührt bleiben. Dichte Vorhänge verhüllen Alles — die Jalousien sind geschlossen — eine dumpfe Luft erfüllt die schönen Räume, welche keines Menschen Fuß durchweilt.

Ganz am Ende treffen wir ein Cabinet, das einen Ausgang nach dem großen und lustigen Vorflur hat. Hier finden wir die Frau des Hauses, mit einer weiblichen Arbeit in der Hand — die Augen auf ein Buch geheftet, worin sie zu lesen scheint.

Wir wiederholen es — worin sie zu lesen scheint — denn bei ihr war man über nichts gewiß, nicht über die kleinste Handlung, nicht über das unbedeutendste Wort.

Sie war eine stille Menschengestalt in der es wogen, in der es brennen konnte und ihr Gesicht blieb ruhig und ihre Stimme sanft.

Gift gährte in ihren Gedanken und das Wort verrieth es nicht — Zorn glühte in ihren Adern und die Lippen zuckten in freundlichen Lächeln. Sie war eine gute Frau, eine gute Mutter, eine gute Gattin, eine gute Hausberrin, eine gute Nachbarin und eine gute Freundin und doch war neben ihr zu leben eine Hölle und mit ihr zu sein eine Qual. Sie stand wie von böser Luft umgeben in weitem

Kreife allein und sie suchte auch diese Grenze nicht enger um sich zu schließen, denn sie gebrachte Niemand zu ihres Lebens Glückseligkeit — sie war sich selbst genug!

Sie schien zu lesen — sagten wir. Ihr Auge sah ruhig auf die aufgeschlagenen Blätter — aber ihre Ohren horchten auf die Töne, die von außen zu ihr hereindringen. Dies Cabinet war das einzige Zimmerchen, das einen Ausgang zu dem Vorflur hatte, welcher Veranda ähnlich mit Glasfenstern von oben bis unten bedeckt, unmittelbar mit dem Garten in Verbindung stand. Von diesem Cabinette aus konnte man Alles übersehen und Alles erhörten, was im Hause geschah — es grenzte an den Seitenflügel, der sich im rechten Winkel an das Vorderhaus anschloß. Dort waren die Wirtschaftsräume und dort wohnte am äußersten Ende in einem Gartenzimmer der Gatte dieser Frau, isolirt und einsam.

Dies Ehepaar hatte eine einzige Tochter, ein reizendes, heiteres und liebenswürdiges Geschöpfchen in der Gesellschaft des Vaters — und ein bedächtiges und altfluges Tämchen im Vereine mit der Mutter. Hedwig war sieben Jahr, aber ihr Benehmen hätte einem Diplomaten Ehre gemacht. Wir werden Gelegenheit haben im Verlaufe der Erzählung näher bekannt mit diesem begabten Wesen zu werden, das Gott als einen Zankapfel in die Ehe eines Paares warf, welches trotz der heterogensten Gemüthsbildung eine kurze Zeit an das Dasein von Liebe zwischen sich geglaubt hatte.

Die Frau horchte auf das fröhliche Gelächter ihrer kleinen Hedwig, das zu ihr hereindrang. Ein giftiger Neid durchschlich ihre Brust — das Kind lachte mit dem Vater — bei ihr lachte es nie so herzlich, so durchdringend und laut. Welch eine erfrischende Melodie ist solch ein herzliches Kindergelächter! Frau von Braunschüg fühlte dies nicht. Sie sah fest in ihr Buch, als bald darauf Hedwig in's Cabinet trat und ihr einen Blumenstrauß auf den Tisch legte.

„Papa sendet ihn Dir,“ sagte die Kleine sehr freundlich.

„Ich danke“ — entgegnete die Mutter mit sanftem Tone. „Bist Du recht vergnügt gewesen im Garten?“

Hedwig sah schnell, aber sehr verstoßen zu ihrer

Mutter auf, die unverändert ins Buch blickte. Ein seltsamer Zug lagerte sich blickschnell auf ihr reizendes, rundes Kindergesicht, indem sie mit demselben sanften Tone wie ihre Mutter antwortete:

„Vergnügt nicht, liebe Mama. Aber der Papa macht Spaß mit dem alten Nero, da mußte ich recht lachen.“

Frau von Braunschüg schien durch diese Antwort zufriedengestellt. Eine Stunde darauf war aber der alte Nero, ein Hund, der ausschließlich Eigenthum der Dame vom Hause war, an einen Mann verschickt, welcher ihn an einer Leine gewaltsam fortzerrte und mit schadenfrohem Grinsen der weinenden Hedwig erzählte: er wolle sich den Hund braten.

Die Kleine sagte kein Wort. Sie streichelte dem ängstlich sich sträubenden Thiere den Kopf und fragte ganz ruhig: „das thut dem Nero doch nicht weh, wenn Ihr ihn schlachtet?“ Als der Mann es lachend verneinte, setzte sie sich still an ihre Schreibtisch und schrieb die Aufgabe, die ihr gegeben war. Es mag mit diesem einen Vorfall genug sein. Er wird hinreichen, um die dämonische Gemüthsart einer Frau zu enthüllen, die hell, klar und rein von allen gewöhnlichen Fehlern in den Augen der Welt da stand, während sie energisch in der Ausübung verlegender und fränkender Maßregeln war.

Schon am andern Morgen erfuhr der Herr von Braunschüg, der sich schon seit zwei Jahren von seiner Gattin entfernt hielt, den Zusammenhang dieser Geschichte. Seine Tochter ließ an seiner Vaterbrust ihren kindlichen Thränen freien Lauf und an diesem Tage horchte die Mutter vergeblich auf das Lachen ihres Kindes. In des Vaters Stube eingeschlossen machte sie der Erbitterung des kleinen Herzens Luft. Sie klagte, sie weinte, sie erzählte. Was der Vater nie geahnt hatte, trat jetzt verrätherisch hervor und der betürzte Mann sah das Seelenheil seines einzigen Kindes in Gefahr, wenn es länger in solchem Zwiespalte zu verharren gezwungen war.

Sein Entschluß, der lange geschwankt hatte, der in der stillen Befriedigung unter den fest gewordenen Verhältnissen wieder eingeschlummert war, stand plötzlich fest.

Am Abend desselben Tages trat ein Advokat, der ein Freund des Hauses war, zu der Frau von Braunschüg ein und erklärte ihr, im Namen ihres Ehe-

gatten, daß die Trennung ihrer Ehe beschlossen und bereits eingeleitet sei.

Eine Erschütterung durchslog das ganze Wesen der Dame. Eine Minute lang verlor sie ihre starre Haltung und ihre Gedanken, die sich gewiß den ganzen Tag hindurch an der Freude der Genußthuung geweidet hatten, ihre Herrschaft und Selbstständigkeit geübt zu haben, brachen durch.

„Und weswegen das?“ fragte sie, nicht das Blitzen der Augen und nicht das Zittern der Stimme dämpfend. „Des alten Hundes wegen —? Das wäre mehr, als lächerlich!“

Der Advokat blickte sie forschend an. Diese Gedankenverbindung verriet dem erfahrenen Psychologen, was er dem erzürnten Ehemann nicht hatte glauben wollen. Er wich jedoch allen Fragen aus und eröffnete ihr nur die Bedingungen der Ehescheidung.

Der Herr von Braunschüg, ehemals Hauptmann eines königlich preussischen Linienregimentes, hatte die Feldzüge des Befreiungskrieges mitgemacht und — wegen seiner Wunden entlassen — genoß er als invalider Officier eine Pension. Diese Pension reservierte er sich. Das Vermögen, das er besaß, hatte er zum Aufbau des hübschen Hauses verwendet. — Das Vermögen seiner Frau war sicher auf anderweite Besitzungen verliehen.

Das Haus wollte er seiner Tochter Hedwig zugeschrieben wissen, die er natürlich als sein Eigenthum reklamirte und sollte der Ertrag der Mierbe desselben, — würde er nun von einem fremden Mieter, oder von ihrem Vater oder von ihrer Mutter gezogen, — angelegt und zu einem Capitale gesammelt worden. Das Vermögen der Frau von Braunschüg hingegen war ihr zur Disposition ganz allein überlassen und es wurde ihr sogar freigestellt, ob sie ihre Tochter als Erbin einzusetzen gewilligt war oder nicht.

Es leuchtete aus diesen Bedingungen hervor, daß der Ehemann nur auf alle Fälle die Frau los sein und aus dem Bereiche seiner Häuslichkeit entfernt wissen wollte.

Die Frau schlug Alles ab. Sie erklärte „nicht geschieden sein zu wollen.“ Hedwig wurde jetzt als Geschäftsträgerin in der Angelegenheit zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter erwähnt. Zuerst bediente

man sich der Feder. Die Dame schrieb mit der größtmöglichen Ruhe und Gelassenheit: „daß es ihrem Herrn Gemahle niemals gelingen werde, sie aus den Rechten zu verdrängen, die ihr von Gottes- und Rechtswegen zukämen. Sie sei katholische Christin und halte die Ehe für ein Sakrament, das bindend über Tod und Grab sei. Er gehöre zwar demselben Glauben an, allein sein Betragen, sowie seine jetzigen Maßregeln zeigten deutlich, wie er dieß Sakrament zu betrachten gesonnen sei. Was er indeß auch unternehmen werde — sie sei und bleibe seine Gattin.“

Herr von Braunschüg erzürnte über diese ruhige Hartnäckigkeit. Sein Geist irrte suchend umher nach Hilfe und er fand endlich zufällig etwas, was ihm dienen konnte. Es sei fern von uns, in diesem Manne unsern Lesern den Helden der Geschichte, den Märtyrer und Verfolgten darzustellen. Bei der Tendenz unseres Werkes bleibt uns kein vermittelnder Weg, versöhnliche Lichter über die Charakteristik der geschilderten Persönlichkeiten zu werfen. Wir müssen der Wahrheit huldigen und in der Wahrheit liegt oft Verfolgendes und Hartes.

Es sei also hiermit eingestanden, daß Herr von Braunschüg keineswegs ein Ascet war, der das Motto „Entbehren und Dulden“ zur Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Im Gegentheil. Er huldigte den Lehren des Epikur und hielt Luthers Ausspruch „wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelaug“ für den weisesten Einfall des großen Reformators. Zuerst mochte wohl seine Individualität, die sich mit einer sehr liebenswürdigen Heuslerlichkeit verband, seiner Gattin Gründe genug zum rechtmäßigen Unwillen gegeben haben, aber sie hätte bei diesem Charakter viel mehr wirken können mit Anwendung erlaubter Mittel, als mit dem heimtückischen Verfahren, daß sie anzuwenden für gut fand. Lange Zeit war dem Herrn v. Braunschüg die Quelle der unangenehmen, oft höchst schmerzlichen Erfahrungen, der gelegentlichen Zurücksetzungen und nichtachtenden Begegnungen nicht klar geworden. Er hatte nur dunkel gefühlt, daß in seiner nächsten Umgebung ein diabolisches Element, die von ihm gesuchten Freuden und Zerstreuungen trübte; aber niemals war er darauf verfallen in einem geheimen Walten seiner Gattin den Ursprung

dieser kränkenden Vorfälle zu suchen, bis eines Tages eine wohlangelegte Mine vor der Zeit geplatzt war und sie in der überwältigenden Aufregung des Augenblickes ihre furchtbare Gereiztheit nicht hatte bezwingen können. Sie verrieth zuviel, um nachher durch die affectirte Gleichmüthigkeit ihres Wesens das Geschehene rückgängig machen zu können und Herr von Brauschüg bewirkte in tiefem Grolle und in Abscheu vor der Falschheit dieses Charakters sofort eine Trennung der Art, daß er allein und fern von ihr wohnte, aß und schlief. Sie sahen sich nur aus der Ferne, redeten nie mit einander und hatten nur ein gemeinschaftliches Interesse in Hedwig, dem Lieblinge des Vaters.

Außer den eigeräumten Schwächen, die nie bis zur Gemeinheit ausarteten, war Brauschüg ein ehrenhafter Mann, dem man, seiner Freundlichkeit wegen die kleinen Liebesaffären nachsah und dem man die heitern Freuden eines Gelages nicht mißgönnte.

Nachdem er seine Projecte einer schnellen Scheidung an der Erklärung seiner Gattin scheitern sah und vielfach, unter Moderationen seiner Bedingungen mit derselben lakonischen Kürze von ihr abgewiesen war, benutzte er die vorzeitige Klugheit seiner kleinen Tochter um Forschungen anzustellen, wie es wohl möglich zu machen sei, zum Ziele zu kommen.

Das Kind entledigte sich mit großem Geschicke und mit einer instinctmäßigen Umsicht der mündlichen Aufträge von Vater und Mutter ohne zu Fehlgriffen verleitet zu werden. Sie vermied Alles, was Erbitterung erzeugen konnte und benahm sich so gewandt, daß die Mutter, sonst sehr wachsam, sich wirklich zu dem Glauben berechtigt fühlte, Hedwig handele mehr ihr, als dem Vater zu Liebe.

Mehrere Wochen waren unter diesem unnützen und dem Charakter des Kindes höchst schädlichen Präambuliren vergangen, da wurde Herr von Brauschüg der Geschichte überdrüssig. Er suchte eines Morgens ein Juristen auf, welcher zu den scharfsinnigsten und besten Vertretern des Gesetzes gehörte und der nach der Meinung des Volkes Alles wußte, was Gesetz und Verordnung heißt.

Mit diesem Herrn hatte Brauschüg eine lange und wichtige Unterredung, die vor der Hand der Frau von Brauschüg ein tiefes Geheimniß blieb, obwohl es ihr nicht unbekannt war, daß ihr Gatte

in seinen Scheidungsangelegenheiten dort Hilfe gesucht hatte.

Was ihr und dem aufmerksamen Publikum damals ein Geheimniß bleiben mußte, das müssen wir, zum richtigen Verständniß unserer Erzählung schon jetzt enthüllen, indem wir einen Theil des Gesprächs von dem Schleier befreien, der es umgiebt.

„Sie sehen mich in großer Bedrängniß, begann Brauschüg nach den ersten formellen Begrüßungen. Und ich komme zu Ihnen, weil Ihre weltbekannte Gesezeskunde mir eine Nachhilfe bei meinem Prozesse verspricht.“

Der Jurist lächelte geschmeichelt und bat um nähere Bezeichnung des Gegenstandes. Brauschüg entwickelte nun vor seinen Augen ein Bild des jammervollen Zustandes in seiner Ehe, und referirte daß eine förmliche Scheidung an dem bösen Willen der Frau scheitere. Daran reihte er die Frage: ob nichts in den Landesgesetzen existire, was ihn von diesen Banden ganz und gar befreien könne.

Nach langem Hin- und Hersinnen mußte der Jurist eingestehen, daß gegen die Willenserklärung der Frau nichts zu unternehmen sei.

„Es ist ein Unglück, jung und verliebt zu sein, sprach tief betrübt der gewesene Hauptmann. Meine Frau war nie ein Frauenzimmer, wie es meine Phantasie sich erträumt haben würde — ich lernte sie zu einer Zeit kennen, wo mein Herz lange leer gewesen war und mein Blut feurig wallte. Sie beredete mich zu einer heimlichen Trauung, bevor ich zur Bestimmung kam —“

Der Jurist horchte auf. „Sie waren damals Militär?“ fragte er hastig. „Freilich — durfte also gar nicht ohne Consens heirathen. Ein katholischer Priester thut es schon und trauet, besonders in Kriegszeiten wie die, wo Napoleon's Freibeiten geherrscht hatten. Glücklicherweise fragte Niemand, wo und wie ich zur Frau gekommen sei, sonst hätte ich noch obenein Strafe erleiden müssen.“ Der Jurist griff lächelnd in seine Bibliothek und schlug ein Buch auf.

„Jetzt aber rettet Sie dieser Passus, so fern Sie sich entschließen können, die Ehre Ihrer Frau grausam auf's Spiel zu setzen. Hier haben Sie die ausdrückliche Gesezesverordnung, „daß die Ehen der Officiere, die ohne königlichen Consens geschlossen

worden sind, auch wenn sie durch Trauung vollzogen, für nichtig geachtet werden sollen.“ —

Herr von Brauschüg trauete seinen Ohren nicht. Er ließ sich wohl zehn Mal die Versicherung geben, daß die Sache gar keinem Zweifel unterliege und er war so tief erbittert gegen seine Gattin, daß er nicht den geringsten Anstand nahm, sie vor den Augen des Publikums bloß stellen zu wollen. Mit dieser Argumentation bewaffnet schien ihm der Erfolg ganz sicher und er sah sich schon von einer Lebensgefährtin befreiet, die er seit Jahr und Tag zu hassen begonnen hatte.

Er irrte sich. Frau von Brauschüg war ein Felsen, der dem Blize und dem Donner widerstand. Sie wies die Anerbietungen, die ihr Gatte, mit der Eröffnung seiner Hilfsquelle zugleich, ihr nochmals machen ließ, schnöde zurück und wollte ihre Sache der richterlichen Entscheidung überantwortet wissen. Sie stützte sich darauf, daß sie noch Jahre lang nach der Dienstentlassung als Gattin von dem frühern Hauptmann Brauschüg anerkannt sei und sie präsentirte mit der Ruhe der Ueberzeugung ihren Trauschein, der freilich von einem französischen Priester ausgestellt war.

Was diese Dame bei den Anstalten gefühlt haben mag, die sie ihrer Ehre berauben konnten, das erfuhr kein Mensch. Sie glich einer Marmorstatue nach wie vor; sie saß nach wie vor in dem Cabinet, wo sie den Mann, der sie von sich ablösen wollte um jeden Preis, täglich sehen und sprechen hören mußte. Sie zeigte nichts, was ihr Inneres enthüllen konnte. Sie aß, trank, schlief, las und arbeitete wie sonst. Ihre Tochter ging hinaus zu ihrem Vater — sie zeigte nicht den mindesten Unwillen darüber. Vielleicht tröstete sie in all' der innern Qual, die sie erleiden mußte, ein Gedanke! Wir wissen es aber nicht. Vielleicht war sie auch gegen Alles andere unempfindlich, was nicht ihr äußeres Wohlfsein betraf. Sie hat es nie verrathen, wie ihr in dieser Zeit zu Muth war.

Wer malt aber ihre Bestürzung, als nach langen, schleppenden Gerichtsverhandlungen das Urtheil in erster Instanz herauskam und „die Ehe des frühern Hauptmann von Brauschüg für null und nichtig erklärte, weil er nicht allein ohne Consens, sondern auch außer Landes getrauet sei.“

Frau von Brauschüg ging alle Instanzen durch, mußte aber erleben, daß sie von einer Instanz zur andern bittere Erfahrungen machte. Sie hatte die fortgeführte Ehe mit ihrem Gatten nach seiner erfolgten Verabschiedung geltend gemacht, wurde aber auch damit, kraft eines bestehenden Gesetzes zurückgewiesen und ihr in den Gründen des Erkenntnisses erklärt: daß zwar bisweilen der Fall vorgekommen sei, wo dergleichen Ehen nachher vom Landesherrn stillschweigend genehmigt wären, allein bei den vorwaltenden Umständen sei eine solche Nachsicht nicht angebracht und sie werde hiermit angewiesen, den Namen ihres Gatten abzulegen und ihren frühern Familiennamen wieder zu führen, wenn der Hauptmann von Brauschüg das verlangen sollte.

Die Dame stand am Wendepunkt ihres Lebens. Ihr Auge blickte aber ruhig und ihre Stirn zeigte sich unbewölkt. Herr von Brauschüg ließ ihr jetzt von Neuem das Anerbieten machen: in dem Hause wohnen zu bleiben, da er mit seiner Tochter sich anderwärts niederlassen werde. Auch wolle er gestatten, daß sie seinen Namen beibehalte.

Frau von Brauschüg sah dem Ueberbringer dieser Anerbieten ruhig in's Gesicht und antwortete:

„Ich werde hier wohnen bleiben, denn ich habe das Recht dazu — ich werde den Namen Brauschüg führen, denn ich habe das Recht dazu — ich werde aber meine Tochter bei mir behalten, denn ich habe das Recht dazu!“

Jetzt kam die Zeit der Reue bei Brauschüg. Das Kind war sein Abgott! Ohne dieß Mädchen leben, hieß bei ihm „nicht leben.“ — Sollte die kluge Frau nicht mit diesem einen Gedanken ihre Leiden verfüßt haben, als sie der Entscheidung ihres Processes entgegenlebte?

Brauschüg hatte seine Vaterrechte wirklich verwirkt, sein Gesuch, ihm dies Kind kraft der Gesetze zu übergeben, fiel durch. Hedwig wurde der Mutter zugesprochen und an dem Tage, wo diese Sentenz eintraf, legte Frau von Brauschüg ihre Hand sanft auf Hedwigs Lockenkopf und sagte mit mildem Tone: „Du wirst, unter Androhung sehr harter Strafe, von dieser Minute an, nicht ein Wort wieder zu Deinem Vater sprechen — verstehst Du mich, mein Kind?“ Hedwig fühlte die mütterliche Hand wie Eis auf ihrem Kopfe. Sie bat, sie flehete um Abän-

derung dieses Beschlusses — Frau von Brauschütz lächelte und schwieg. Hedwig wollte nur ein Mal noch den Vater sehen, um Abschied zu nehmen. Die Dame lächelte und schwieg. Hedwig kannte ihre Mutter — sie versuchte nichts weiter, sondern unterwarf sich.

Herr von Brauschütz reiste ab. Bobin, das wußte eigentlich Niemand — er selbst vielleicht kaum, denn er war außer sich vor Schmerz über die ungesahnte Trennung von seinem Kinde. Vier Wochen verflossen still und ganz angenehm. Hedwig war zu erfahren um nicht ihr Schicksal mit Geduld zu ertragen. Sie zählte jetzt beinahe neun Jahr.

Eines Abends lag sie aber nicht in ihrem Bettchen, wohin die Mutter sie selbst hatte gehen sehen. Man suchte sie. Erst nur verwundert, dann geängstigt und zuletzt brach die Mutter im Grimme der Verzweiflung in die furchtbarsten Verwünschungen aus, denn in ihr erwachte die Ahnung der Wahrheit: „Hedwig war von ihrem Vater heimlich abgeholt und entführt!“

Zuerst überfiel eine dumpfe Betäubung ihre Seele, als sie der Sache gewiß wurde, das Werkzeug einer täglichen Rache an dem vormaligen Gatten verloren zu haben. Dann erwachte ihre Thatkraft wieder und spornte sie zu Nachforschungen. Sie erforschte nichts! Kein Faden, der in dies Geheimniß hineingeführt hätte. Wir glauben errathen zu können, daß die Günst des Publikums diese Entführung zum Besten Brauschütz's so dicht verschleierte. Niemand wollte etwas bemerkt, Niemand etwas gesehen, Niemand das Geringste gehört haben.

Frau von Brauschütz rüstete sich. Sie traf Veranstellungen den Ort zu verlassen und das Haus der gänzlichen Verödung Preis zu geben. Rathgeber brauchte sie nicht. In dieser weiblichen Brust lagerten so desperare Selbstständigkeitsgefühle, daß keine Lage des Lebens denkbar war, wo sie nicht selbst Ansbilse ersann.

Sie reiste von Stadt zu Stadt. Sie suchte den Gatten — sie suchte ihr Kind. Ruhigen und beobachtenden Blickes ging sie durch die Straßenlabyrinth fremder Dörfer — überall forschend, überall fragend.

Sie fand weder den Gatten, noch die Tochter.

Eine falsche Spur leitete sie hinauf bis zur

Grenze des Reiches. Muthlos kehrte sie zurück. Trostlos durchirrte sie die großen und volkreichen Städte nochmals — mißmuthiger prüfte sie die fröhlichen Kinder, die an der stillen, ganz einsamen Gestalt achtlos vorüber streiften. Länger als ein Jahr hatte sie gesucht und nicht gefunden — da — o welche Freude durchzuckte ihr Inneres — wie hob sich ihre Brust — wie pochte und hämmerte ihr Herz! Sie traute ihren Augen nicht! Sie stand mit angehaltenem Athem — sie zog den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, fester um sich — sie lauschte — sie prüfte! — Ja, es ist Hedwig, ihre Tochter, die da inmitten einer Schaar von Gespielinnen hüpfet, die da lacht und scherzt und in ihrer lieblichen Freundlichkeit den Mittelpunkt einnimmt, um den sich Alles drehet. Alle Zweifel schwinden, als nach kurzer Zeit ein Mann zu dem jungen Mädchen tritt und sie unter Scherzen den Gespielinnen entführt. Ja es ist Hedwig ihre Tochter und der Mann ist ihr Gatte!

Sie schlendern dahin durch die Hauptstraße. Trauliche Plaudereien füllen die Zeit, die sie gebrauchen, um ihre Wohnung zu erreichen.

Frau von Brauschütz schleicht ihnen nach. Tritt auf Tritt folgt sie, zitternd vor Erwartung, mit furchtbar klopfenden Pulsen. —

Ob es die Bönne der Mutterliebe war, die so aufregend ihren Körper durchströmte? Ob es das Entzücken des Mutterherzens war, in dem blühenden Mädchen ihre Tochter umarmen zu können?

Vater und Tochter wendeten sich endlich in eine der schmälern Nebenstraßen, sie blieben vor einem hübschen Hause stehen und Hedwig zog im Jugendübermuthe bestig die Klingel. Die Thür öffnete sich. Eine junge, sehr hübsche Frau erschien auf der Schwelle und empfing die Ankommenden mit scherzhaften Vorwürfen. Herr von Brauschütz begegnete denselben in einer Art und Weise, die keinen Zweifel an der Vertraulichkeit aufkommen ließ, welche ein sehr enges Verhältniß bedingt. Er trat zuerst in's Haus und man konnte von der Straße aus gewahr werden, daß er die Hand um die Taille der Frau legte. —

Indem Hedwig ihrem Vater folgen wollte, wendete sie unwillkürlich den Kopf und ihr Blick traf auf die weibliche Gestalt, die ihnen gefolgt war.

Erschrocken wurzelte ihr Auge auf dem verhüllten Gesicht — es ist ihr, als hätte sie auf dem Wege die seltsame Dame schon einmal bemerkt — dann schlug sie heftig die Thür zu und eilte ihrem Vater, der mit seiner Geliebten hinaufgeschritten war, nach.

Sie umschlang zitternd den Arm des Vaters und erzählte von der Dame, die sie eben gesehen, — sie sprach die Vermuthung aus, daß es ihre Mutter gewesen sein könne.

Man beschwichtigte sie und fragte: woraus sie diesen Argwohn geschöpft, ob die Dame sie besonders irritirt habe. Das junge Mädchen schüttelte heftig mit dem Kopfe. „Du kennst meine Mutter doch noch nicht, sagte sie, gerade daß diese Dame gleichgültig ihre Augen auf den gegenüber liegenden Bäckerladen richtete, gerade, daß sie von unserm lustigen Plaudern gar keine Notiz nahm, gerade das bringt mich zu dem festen Glauben, sie gesehen zu haben. Sieh Dich vor Papa — laß uns eilig abreißen!“

Ihre traurige Vorahnung, die weder von Brauschütz noch von dem Mädchen, (das unter der Bezeichnung als seine Haushälterin, die Rechte einer Frau in Anspruch genommen hatte) besonders respektirt wurde, ging in Erfüllung. Während er in großer Gemüthlichkeit und Heiterkeit zwischen den beiden weiblichen Wesen saß, die seines Lebens Lust und Freude ausmachten, während er unbekümmert um die Gesetze der Moral und um den Ruf seiner Tochter, die von dem illegitimen Verhältnisse neben ihr, noch wenig begriff, in dem jetzigen harmlosen Glücke die frühere Qual zu vergessen suchte, während dieser Zeit unterhöhlte Frau von Brauschütz seine Glücksfundamente und der vermessen aufgeführte Bau desselben stürzte zusammen.

Raum hatte der Hauptmann am nächsten Morgen sein Bett verlassen, so erschien eine Polizeideputation und verhaftete ihn. Unmittelbar nach seiner Fortführung trat Frau von Brauschütz, gleichfalls unter dem Schutze der Polizei ein und forderte ihre Tochter auf, ihr zu folgen.

Die Verwirrung in diesem kleinen friedlichen Orte, wohin sich ein Vater mit seiner Tochter geflüchtet, um, unter freilich leichtfertigen Ansichten von Moral

und Tugend, sein früheres Glend zu vergessen, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Gerechtigkeit diente der Rache.

Mit unzweideutiger Geringschätzung, die sie mit einem schauerlichen Lächeln paarte, betrachtete Frau von Brauschütz das Frauenzimmer, welches in einem Verhältnisse zu ihrem vormaligen Gatten stand, das von der Welt verdammt wurde.

Hedwig zeigte den Widerwillen, ihrer Mutter zu folgen, deutlich genug. Sie beschwor den Polizeibeamten, sie hier bei der sogenannten Haushälterin ihres Vaters zu lassen. Ueberhaupt begriff das junge Mädchen gar nicht, daß ihr Aufenthalt beim eigenen Vater Veranlassung zu seiner Verhaftung sein konnte. Es war nicht zu läugnen, daß sie sich heimlich von ihrer Mutter zu ihm begeben hatte. Aber daß man ihn, der sie allerdings von einem bestimmten Orte abgeholt „des Kinderraubes anklagen konnte“, das überstieg ihre Fassungskraft.

Ihre Mutter zeigte die gewöhnliche Geduld und die gewöhnliche Stille, worunter sie ihre dunkeln und bittern Gefühle zu verhehlen pflegte. Sie begegnete der schrankenlosen Heftigkeit, womit Hedwig ihres Vaters Verhaftung beklagte mit ruhiger Würde und gewann dadurch eine um so größere Achtung, je tadelnswerther das Verhalten des Herrn von Brauschütz dagegen heraustrat. Der Beamte des Staates läßt sich durch Unbescholtenheit des Rufes leicht zur Parteilichkeit verleiten. Aus diesem Grunde schon ist es erklärlich, daß die Bitten und Klagen der jungen Tochter kopfschüttelnd betrachtet wurden und unbeachtet verhallten. Ebenso unwirksam blieb eine Bitte des angeklagten Brauschütz, der dringend verlangte: seine Tochter Hedwig unter jeden beliebigen andern Schutz, als den seiner gewesenen Gattin, zu stellen.

Man fühlte sich geneigt, die Anstrengungen dieser gebäffigen Petitionen zu belächeln, ohne an eine Möglichkeit zu denken, daß sie nicht grundlos sein könnten.

(Schluß folgt.)

Eine Mainfahrt.

Von
Ludwig Uebau.

Todmüde von den täglich erneuten Spaziergängen durch die „Hallcn des Alterthums,“ herzlich satt der geisttödtenden Conjecturenjagd, faßte ich eines schönen Juniabends den lustigen Entschluß, meine philologischen Grillen auf einer fröhlichen Wanderfahrt in alle Lüfte zu senden, schmürte ein bescheidenes Bündel auf ein paar Tage, und am nächsten klaren Morgen saß ich, manchen fröhlichen Wandergedanken im Herzen, Alexanders*) liebgewordene „Mainsagen“ in der Tasche, um an Ort und Stelle hie und da romantische Erinnerungen aufzufrischen zu können, auf dem Verdecke des stattlichen Dampfbootes „Frankonia,“ umtönt von den zahllosen Wegelockcn, die von den Thürmen der Stadt herab ihre frommen Grüße in die blaue Morgenluft sandten. Da die neueröffnete Eisenbahn nach Aschaffenburg die Mairindampfschiffe leider ihrer früheren Frequenz beraubt hat, hatte ich schon alle Hoffnung auf eine erträgliche Reisegefellschaft aufgegeben. — unten in der zweiten Cajüte hatte ich vorhin, in angenehmen Schlummer versunken, etliche Bauern und Marktweiber gesehen, die meine Hoffnungslosigkeit nur noch vermehrten, — als bei dem dritten Glockenzeichen ein behäbiger Mann mit weinfroher Miene, gefolgt von zwei recht netten Mädchen, welche dem gebildeten Bürgerstande anzugehören schienen, die Landungsbrücke betrat, nach einer flüchtigen gegenseitigen Begrüßung sein Gepäck unterbrachte und dann mit den Mädchen sich in ein halbentzücktes Gespräch über die herrliche Glockenmusik, die nun allgemach zu verstummen begann, einließ, so wie auch das hübsche Bild, — die Stadt mit Thürmen und Kuppeln, die stattliche Brücke, die Festung Marienberg, die hoch herab vom Felsen trozte, — mit vielen Lobsprüchen bedacht wurde. Nach einigen Augenblicken wandte sich der freundliche Fremde mit der Frage an mich: „Sie gehen auch nach Aschaffenburg?“ Und als ich dieselbe bejaht hatte, war bald zugleich mit dem Dampfschiffe ein ziemlich belebtes Gespräch im Gange. Bald erfuhr ich, daß der Herr mit seinen beiden Töchtern einen Verwandten in einer norddeutschen Stadt besucht, und der ewigen Eisenbahnfahrten müde sich ent-

*) Alexander Kaufmann.

schlossen habe, die Tour von Würzburg nach Frankfurt zu Wasser zu machen. „Denn wenn man auch, — setzte die ältere seiner Begleiterinnen, eine hübsche Brünette von etwa zwanzig Sommern, hinzu, — wenn man auch auf dem Main die reizenden Partibien nicht hat wie bei uns am Rheine und zumal in der Umgebung unserer Heimathstadt Bonn, so haben wir doch von Würzburg und seiner freundlichen, gartenähnlichen Umgebung einen so günstigen Eindruck empfangen, daß wir uns auf dieser Fahrt manchen schönen Anblick versprechen.“ „Sie sollen sich nicht getäuscht sehen, entgegnete ich verbindlich, und wenn Sie mir, der ich manchen Tag mainauf, mainab, zu Lande gewandert, zu Wasser gefahren, erlauben wollen, Ihnen als Führer und Erzähler zu dienen, so glaube ich, Ihnen in mancher Hinsicht Interessantes mittheilen zu können.“ — Mein Vorschlag ward dankend angenommen. — Mittlerweile waren wir an dem mit seinen berühmten Neben gerade jetzt herrlich prangenden Steinberg vorübergekommen, und wo sich das linke Ufer mehr zu ebnen und auszubreiten beginnt, lag das düster aussehende Kloster Himmelspforten vor uns. Ich beeilte mich, von den äußerst strengen Ordensregeln dieses Hauses mit seinem dem genußfreundigen Weltkinde sehr unpaßend erscheinenden Namen meinen Begleiterinnen Einiges zu sagen und indem ich auf einen in den Felsen des rechten Ufers in Kreuzform eingemauerten Stein hinwies, begann ich im Tone eines angehenden Privatdocenten liberalium artium folgende Rede: „Hier sehen Sie, meine sehr geneigten Damen, ein trauriges Denkmal einer, Gott sei Dank! nun weit hinter uns liegenden Zeit. Hier ward vor vielen Jahren eine Schwester dieses Klosters wegen Uebertretung ihres heiligen Gelübtes mit ihrem unschuldigen Kinde, dem Zeugen ihrer Schuld, eingemauert und dem Hungertode preisgegeben. Der Volkswitz hat die Geschichte, wie so viele, in sein Bereich gezogen und ich bin im Stande, Ihnen hierüber ein Gedicht mitzutheilen,“ — und meiner Citatenwuth freien Lauf lassend, las ich aus den „Mainsagen“ folgendes Gedicht von F. Freiboldz:

Bei dem Kloster Himmelspforten
Sieht ein Kreuz der Wandersmann,
Dort ist eingemauert werden
Eine Nenne, die gethan,
Was ihr Schwur und Pflicht verbietet,

Darum litt sie diesen Tod!
 Und im Volke geht die Sage,
 Naht dem Kreuz der Wandersmann,
 Mit der neugiervollen Frage:
 „Kenne, was hast du gethan,
 Daß du schuldig des Gerichts?“
 Horch, da spricht die Nonne — nichts!

„Nicht weit von dieser Stelle,“ fuhr ich fort, „bemerken Sie gerade am Felsrande, unter dem die Fluthen dahinschäumen, ein eisernes Kreuz, hier soll weiland Gyppelein von Heilingen, der kühne Ritter von der Landstraße, der Schreck reisender Kaufleute, verfolgt von einem Trupp Reißiger, mit seinem Rosse in die Wellen herabgesprengt und glücklich zum andern Ufer durchgeschwommen sein. Und da ich einmal in der Erzählung so alter Geschichten bin, so wissen Sie auch noch, daß der Gipfel jenes kahlen Hügel am linken Ufer die berühmte Stelle ist, wo der Babu der jüngern Vorzeit zahlreiche Opfer hinschlachtete, die durch größere körperliche oder geistige Vorzüge, höheres Wissen, oft auch durch unselige Betrügerei in Verdacht gekommen waren, im Bunde mit dem Satan zu stehen. Der Ort heißt noch jetzt der „Hexenbruch.“ Noch im Jahre 1649 ist die unglückliche Renata Singer, eine Nonne des Klosters Himmelsporten, hier als Hexe verbrannt worden, und noch manches Opfer blinden Wahnes wäre ihr gefolgt, wenn nicht das kräftige Auftreten des wackern Hr. v. Spee, des Dichters der „Trugnachtigall“ und die Bemühungen von vielen andern, aufgeklärten Männern diesem Gräuel ein Ende gemacht hätte.“

Von meiner Rede erschöpft und von dem, wenn auch schon oft genossenen Anblicke, der uns jetzt wurde, angezogen, schwieg ich stille, wie auch die Andern sich dem Genuße der reizenden Gegenwart hinzugeben schienen. Ehe hier der Fluß einen größeren Bogen macht, scheint die Natur wie zum Abschiede noch eines ihrer reizendsten Bilder hingezichnet zu haben. Am Fuße eines waldbekränzten Hügel, auf dessen Gipfel die fröhlichen Würzburger schon manches schöne Waldfest gefeiert, und von dem auch ich schon oft herabgeschaut ins lachende Maintal, hier, wo vom andern Ufer der alte Thurm des Schenkenschlosses über grüne Hügel hereinschaut, stromaufwärts Würzburg in reizender Ferne winkt, hier liegt, umgeben von einem schönen Garten, von dem aus sich ein schattiges Bosquet mit Quellen

und Grotten den Hügel hinauzieht, das ehemalige Kloster Oberzell, nunmehr die weltberühmte Schnellpressenfabrik von König und Bauer einschließend. Ein Kloster — eine Schnellpressenfabrik — seltsame Ironie der Zeit! Der südliche Flügel des stattlichen Gebäudes enthält nunmehr ein Stück innere Mission, — ein Bildungsbaus für entlassene Sträflinge. An dem Flecken Unterzell vorbei gelangten wir in wenig Minuten nach Reitschochheim mit seinem von einem Würzburger Bischofe angelegten, von den Würzburgern häufig besuchten „Hofgarten,“ der mich jedoch mit seinen nach französischem Ungeschmack geschnittenen Hecken, Schneckenrotten, halbantiken Göttergestalten und halbverstopften Springquellen stets sehr langweilig amuthete. Vorüber an Margetshöchheim am linken und Thüngeröheim mit trefflichem Obst- und Weinbau am rechten Ufer, gelangten wir nach Regbach mit einer wegen eines wunderbaren Marienbildes vielbesuchten Wallfahrtskirche; hier kauft man die sogenannten Nonnenkröpfchen, ein starkgewürztes Zuckergebäck, das zum Wein trefflich mundet; dasselbe ist dem belesenern Theile meiner Leser wohl aus Heines „Romanzero,“ liederlichen Andenkens, unter einem sehr unflätigen Namen bekannt. — Nach und nach erheben sich die Ufer wieder mehr und mehr, und vorüber an Landenbach mit einer Ruine und einem netten Schloßchen gelangten wir in das Thal von Carlstadt, mit seinen Neben- und Obstbepflanzten Hügelu und der Krone des Mainthals — der Karlsburg. — „Sie haben in der That Recht, wenn Sie Ihren heimischen Strom gegen den rheinischen Gaoismus in Schutz nehmen,“ begann die jüngere der beiden Mädchen, denn hier entfaltet sich in der That ein reizendes Bild: da am rechten Ufer das nette Städtchen, jenseits auf dem waldfreierten Berge mit seiner steilen felsigen Vorderwand, die halbzerfallene Mauer der Schloßruine, durch deren Fensterrahmen der klare Himmel herab in die Fluth schaut, weiter hinab die grüne Wiese und noch ein obstbaumgeschmücktes Dorf, — — „Und denken Sie sich noch dazu, — unterbrach ich die liebe Schwägerin, — den welthistorischen Gedanken, daß in den Mauern dieses verfallenen Schlosses vor tausend Jahren Kaiser Carolus Magnus zu verschiedenen Malen verweilte, — ebenso auf der noch wohl erhaltenen Ruine Salzburg bei Neustadt an der

fränkischen Saale — und wenn auch an der Stelle, die damals eine stattliche Hofhaltung belebte, nunmehr nur Kartoffeln und ein eben nicht hochzupreisender Wein wächst, so wirft die geschichtliche Erinnerung doch recht bedentfame Streiflichter auf das Bild. — Auch der bekannte Zeitgenosse Luthers, der Ultra-Reformator Andreas Bodenstein, gemeinlich Dr. Carlstadt genannt, hier in Karlstadt geboren, sei hier erwähnt; denken Sie sich hierzu als humoristische Staffage mancherlei Geschichten der Karlstädter aus alter Zeit, die früher in demselben Rufe der Pfründigkeit standen, wie die weltberühmten Schildbürger, — und Sie haben eine Landschaft voll Reiz und Belebung, wie Sie es nur immer wünschen mögen. — Schauen Sie nun nochmal zurück, den holden Eindruck festzuhalten, denn jetzt wird eine beträchtliche Strecke an uns vorübergleiten, die an ziemlicher Monotonie leidet, — „welcher wir,“ unterbrach mich der Pava „mit einer Flasche Würzburger einige Abwechslung geben wollen.“ Und als bald saßen wir in der Kajüte, der Alte und ich wacker pokulirend, die Mädchen in stillem Gespräche und ließen mancherlei Dörflein und Dörfer an uns vorbeifliegen, bis ich aus der Umgebung merkte, daß wir uns Gemünden näherten, einem erträglich freundlichen Städtchen mit einer Burgruine, — hier mündet die fränkische Saale, deren Lauf entlang bis zu ihrer Quelle ich schon gewandert und die in der That manches holde Plätzchen aufzuweisen hat: Hamburg — jetzt leider fast ganz durch ein furchtbares Brandunglück verheert, — in steigender Lage, mit Burg und Kloster Saaleck, — ein trefflicher Wein wächst hier, — der Ruine Trimberg, — in dem Dorfe gleichen Namens soll der Dichter des „Kenners,“ Hugo von Trimberg, vor 500 Jahren Schulmeister gewesen sein! — Weiter hinauf liegt das durch seine Heilquellen weitberühmte Rißfingen in einem lieblichen Thale der hier beginnenden Rhön, — einer der umgebenden Hügel trägt die Burg Bodenlasbe; endlich Neustadt mit der schon genannten Salzburg. — Doch nun zurück zum Main! — An einigen sehr unbedeutenden Dörfern vorüber gelangt man bald nach dem Städtchen Lohr, in einem von den Ausläufern des dunkelgrünen Spessarts umschlossenen freundlichen Thale, dann Rothenfels mit einem Schlosse, — Marktheidensfeld

mit einer prächtig aus rothem Sandstein erbauten neuen Mainbrücke. Ueberhaupt haben hier zu Lande, die aus dem, den Main hinab reichlich gewonnenen, rothen Sandstein gebauten Häuser ein recht freundliches, einladendes Aeußere. Nach einer Wendung des Stroms lag, von Gärten umgeben, auf einem langgestreckten Hügel das Schloß Tiefenstein vor uns, welches dem Fürsten Löwenstein gehörend, einen der herrlichsten Punkte den ganzen Main hinab einnimmt; ein hübscher Park debüt sich von hier ins Ufer hinein. — Gegenüber liegt Lengfurt. „Hier meine Damen, sehen sie einen ziemlich kahlen Hügel, — so setzte ich nach einiger Unterbrechung mein Amt als Cicerone fort, von dem geht die Sage, daß ein vor langer Zeit verstorbener Bürger des Dorfes, der Mabrehans genannt, wenn ein gutes Weinjahr erscheint, hier umgehe, — die Geschichte ließ ich mir vor einiger Zeit erzählen und habe sie dann in lustiger Stunde in muntere Reime gebracht, die ich Ihnen hier mittheilen will: —

„Herr Wirth noch Eins zu guter Letzt
Vom Faß von anno Elf!“
Rehazlich schmunzelnd der versetzt:
„Hans Vell, daß Gott Euch helf!
Geht Ihr beipigt den Berg hinan,
So ist's um Euren Bauch gethan:
Denn trau von einem schlimmen Gast,
Dreht Euren Rücken schwere Last
Der Mabrehans geht um!“

Das war ein Trinker von Geschick,
Hat Hab' und Gut verthan,
Zulezt mit einer Elle Strick
Den Durst sich abgethan. —
Er hing sich auf an einen Ast
Und hat im Grab nun nimmer Raß,
Am Dicesberg beim Marterstock*)
Mit langen Bart und Zettelrock —
Der Mabrehans geht um!“

Hans Vell trinkt seinen Schoppen leer
Und tappt nach Stock und Gut,
Doch draußen wird's ums Herz ihm schwer
Und gruselig zu Muth.
Es wird der Weg ihm also lang
Und jedes Lüstchen macht ihm bang,
Das durch die Neben streicht dahin:
Ihm will das Wert nicht aus dem Sinn!
Der Mabrehans geht um!

*) So heißen hier zu Lande die Bildstöcke auf freiem Felde.

Mit einmal eine Zentnerwucht
 Auf seinem Rücken hängt,
 Umsonst er schüttelt ächzt und flucht,
 Die Furcht ihn vorwärts drängt.
 Beim Martersteck, da wirds ihm leicht,
 Er athmet auf — mit einmal steigt
 Der Mond herauf in goldner Pracht,
 Die Nebel duften durch die Nacht —
 Der Mahrehanß geht um!

Ihr Trinker all' mainauf, mainab
 Merkt Euch den einen Reim:
 „Sankt Euch beim Wein die Nach: herab,
 Seht lieber gar nicht beim!
 Da trinkt Ihr einen Schoppen mehr,
 Der liegt Euch auf dem Rücken schwer,
 Zumal nicht allweg wo Ihr geht,
 Ein Martersteck zum Ausruhn steht, —
 Der Mahrehanß geht um!

Nachdem ich auf diese Weise meiner poetischen Eitelkeit Genüge geleistet und den gewünschten Beifall empfangen, begann ich mein Führeramt weiter zu verwalten: Mit einem etwas verdächtigen Lächeln wendete ich mich an den alten Herrn: „Jene beiden Berggrücken, die Sie dort am linken Ufer erblicken, sind Ihnen vielleicht recht interessant, hier wächst der berühmte Kallmuth, einer der besten Weine; das Dorf auf jenem zerklüfteten Felsen mit einer Ruine ist Hornburg, und soll einst eine Festung der Carolinger gewesen sein.“ — Nach einigen Minuten gelangten wir an einigen unbedeutenden Dörfern vorbei in ein herrliches Thal. Langsam schlängelt sich der Main hinab, — rechts und links Dörfer und Nebenbügel und mitten in dieser Pracht erhebt sich oberhalb des Städtchens Berthheim eine Ruine, die mit Thurm und Mauern dem Sturme der Zeit müthig getrogt. Sie ist, mit reizendem Ausblick ins Thal, nach dem Schlosse von Heidelberg gewiß eine der schönsten in ganz Deutschland — das freundliche Thal mit dem wohlhabenden Städtchen, der Residenz des Fürsten Löwenstein-Berthheim, und andere lustige Flecken im Umkreis geben ihr das Gepräge einer gewissen Heiterkeit, welche eine trübe Empfindung nicht leicht aufkommen läßt, sowie überhaupt die friedliche Klarheit, die heitere Glätte der Naturphysiognomie hier oben am Main einen eben so beseligenden Eindruck macht, als das romantische Hell Dunkel, das die Felsen des Rheines umgiebt.

Hier in Berthheim lebt der schon mehr genannte liebenswürdige Dichter Alexander Kaufmann als fürstlich Löwenstein'scher Archivrath! — Bald lag auch dies reizende Bild hinter uns, seinen Eindruck vermochten die nun folgenden, wenn auch gar nicht uninteressanten, Dörfer nicht zu erhöhen. Stadtprozelten mit einer wohl erhaltenen Schloßruine, Gollenberg, ein einsam unter Bäumen hervorlauschendes Jägerhaus am Fuße eines Hügels, den gleichfalls eine Burgruine schmückt, Fischenbach mit einem hübschen neuen Schlosse, Freudenberg am Fuße eines ziemlich bedeutenden Hügels auf dem gleichfalls eine Burgruine thront, — das Alles zog uns als buntes Intermezzo vorbei, um uns auf einen wundervollen Anblick vorzubereiten — ich meine das Städtchen Miltenberg. In einem von Wald- oder Nebenbewachsenen Hügeln eingeschlossenen Thale, das sich stromabwärts in eine freundliche Ebene mit netten Dörfern und Flecken erweitert, hingedehnt längs dem linken Ufer des Stromes am Fuße zweier hier sich theilender Hügel, auf deren einen sich eine hübsche Villa des Baron Boldeck erhebt, während seinen Abhang die Ruine eines Schlosses schmückt, liegt Miltenberg, ein betriebsames Städtchen, weiter hinab hinter waldigen Bergen beginnt der bairisch-bessische Odenwald mit seinen dunklen Schatten. Durch einen etwa eine halbe Stunde ausgedehnten Park gelangt man von Miltenberg nach Kleinheubach — gleichfalls ein Schloß des Fürsten Löwenstein — durch den Aufenthalt des Kronprinzen von Portugal, Don Miguel, in neuester Zeit viel genannt. — Am rechten Ufer liegt Großheubach — auf dem Hügel das Kloster Engelsberg, ein reizvoller Flecken Erde, von dem aus wohl am günstigsten das Auge ins Thal herabschweift, um immer von neuem wieder hinzuirren über Strom und Hügel. Bei Kleinheubach erhebt sich ein waldiger Hügel, auf welchem in der Nähe einer klaren mit Eichen umgebenen Quelle zehn riesige Säulen liegen, vom Volke Hain- oder Sonnensäulen genannt, jedoch sicher römischen Ursprungs. Der Anblick durch die Waldlichtung herab in die fröhliche Gegenwart hat mich jedoch, so oft ich diesen Fleck besuchte, mehr erfreut, als diese Reste einer längst verklungenen Zeit. — Von hier an breiten sich die Ufer mehr und mehr aus und eine eintönige aber fruchtbare Ebene zieht sich bis Asch-

assenburg hinab. Unterwegs verdient noch Klingenberg genannt zu werden, bekannt durch den Spruch:

Zu Bacherach am Rhein,
Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein
Da wächst der beste Wein.

Aschaffenburg ist ein schönes, lebhaftes Städtchen, mit den lieblichen Anlagen des „schönen Busches“ und „schönen Thales,“ am Mainufer entzückt noch der Anblick des nach dem Hause des Castor und Pollux in Pompeji von König Ludwig gebauten Pompejanums, das von den andern alterthümlichen und unbedeutenden Häusern am Mainufer sich herrlich abhebt. — Hier verließ ich das Boot, verabschiedete mich von meinen freundlichen Gefährten — und muß nun auch von dem freundlichen Leser scheiden, da gar bald hinter Aschaffenburg das fränkische Gebiet und somit auch das Gebiet dieser flüchtigen Skizze endet.

Würzburg, im Juli 1855.

Gedichte.

Daß solch' ein brennend Leiden.

Daß solch' ein brennend Leiden
Das Herz ertragen kann:
Denn daß alsbald sein Scheiden
Dem Leben es gewann,
Erschien mirs doch bis diese Zeit
Unmögliche Unmöglichkeit,
Daß solch' ein brennend Leiden,
Das Herz ertragen kann.

Welch' schreckliches Empfinden,
Gehar mir diese Stund'
Als ich zween Rosen schwinden
Sah von dem süßen Mund!
Wie wirbelts wild in meinem Hirn,
Wie glüht der Schmerz mir heiß die Stirn
Als ich zween Rosen schwinden
Sah von dem süßen Mund!

Elektrisch in den Haaren,
Wähl' noch Entsetzen mir,
Dreß daß ich nie erfahren,
Wohin sie ging von mir!

Ich weiß, daß ich so lang mich gräm'
Bis bald wohl ich auch Abschied nehm'
Weil ich es nie erfahren,
Wohin sie ging von hier!

M. Solitaire.

Die Büsserin.

Ein helter Bild bot selbst nicht Sippokrene,
Als mir Natur in felt'nen Meißerstrichen,
Da ich mein Lieb in ihrem Leid beschlich:
Das Haupt gestützt auf ihres Armes Lehne;

Im dunklen Auge eine helle Thräne,
Die Locken seufzlos zurückgestrichen,
Der Wangen Rosenhauch von Garm verblühen,
Gleich einer bußfert'gen Magdalene.

Und als ich, ihre Hand ergreifend klagte,
Wie unverdient sie treffe solches Leiden,
Sprach sie: es fragt sich, ob ich schuldlos bin!

Ich aber weiß, warum ich nicht mehr fragte:
Weil nichts Vergangenes mich könnte scheiden
Von meiner lieben lieben Büsserin!

Friedrich Biedermann.

Poesie-Briefe.

5.

In neuerer Zeit ist München das Mekka der Kunst geworden, und was König Ludwig mit fürstlichem Sinne daselbst begonnen und gefördert, das hat sein großherziger Sohn Max glänzend weitergeführt. Bekannt ist es, wie viel Künstler und neuerdings Dichter in die Nähe des Münchener Hofes berufen wurden. Unter allen diesen Berufungen hat die des jungen Poeten Paul Heyse das meiste Aufsehen erregt. Man war es so sehr gewöhnt, daß erst im reifern Alter die Glückssonne einem Dichter scheint — daß man wirklich betroffen wurde, eine junge Kraft, deren Name erst seit wenig Jahren genannt war, in den Strahlen derselben zu sehen. Es konnte demnach auch nicht fehlen, daß eine gute Anzahl Reider, die sich deutsche Recensenten nannten, durch geringschätzende, absprechende und verwerfende Urtheile über Paul Heyses Dichtungen, deren jungem Schöpfer sein Glück zu verkleinern suchten. Der befreundeten und noch mehr der unbefangenen Kritik wurde dadurch doppelte Pflicht auferlegt, für Paul Heyse das

Wort zu ergreifen und so hat ihm schließlich diese Engberzigkeit (die in manchen Fällen selbst zur Niederträchtigkeit wurde) mehr Vortheil als Nachtheil gebracht.

Paul Heyse hat sich auf den verschiedensten Feldern der Dichtkunst versucht, in den meisten Fällen bewährt und jedenfalls überall sein Talent, seine Phantasiefülle, seine Gestaltungskraft, diese beiden Haupteigenschaften eines ächten Poeten gezeigt. Er ist als dramatischer, epischer, lyrischer Dichter, — endlich auch als Novellist aufgetreten. Der Zweck dieser Briefe gestattet keine ausführlichen Analysen, wir wollen eben wie gesagt das Beste nur hervorheben, nur bezeichnen und den Lesern bleibe der Genuß überlassen, dasselbe näher kennen, selbst würdigen und schätzen, selbst lieb gewinnen zu lernen.

Paul Heyses dramatische Dichtungen bestehen aus drei Trauerspielen „*Francesca da Rimini*“ (Berlin, 1853) „*Meleager*“ (Berlin, 1855) „*Die Pfälzer in Irland*“, und einer Puppentragedie „*Perseus*“ (in den „*Hermen*.“) Nur die beiden ersten und die letztere liegen der öffentlichen Beurtheilung vor: „*Die Pfälzer in Irland*“ sind zur Zeit noch Bühnenmannskript. —

„*Francesca da Rimini*“ war unseres Wissens die erste größere Arbeit, mit der Heyse vor das Publikum trat. Ein gewagter Vorwurf, der durch seine Seltsamkeit den jungen Dichter gereizt und ihn der Gefahr einer gewissen forcirten Originalität verzeiwelt nahe gebracht hatte. Wir setzen die Geschichte der *Francesca da Rimini* durch Dantes Episode oder Silvio Pellicos Bearbeitung als bekannt voraus. Heyse hatte nun die Sache auf eine Art angegriffen, die der ohnehin schon bedenklichen Grundlage des Stückes noch mehr Bedenkliches gab. Was konnte es ihm nun helfen, daß die Details von wirklich hinreißender Gluth und Leidenschaft, von wirklich poetischer Grazie zeugten? — Man brach den Stab über die „*Francesca da Rimini*“ und das mit Recht, über den Poeten überhaut und das mit Unrecht! „*Francesca da Rimini*“ documentirte immerhin eine poetische Kraft und wird darum als erstes Werk derselben ein gewisses Interesse behalten. — Die zweite Tragedie Heyses „*Meleager*“ ist nun allerdings von der ersten ganz verschieden. Der antike Stoff ist mit einer wunderbaren Plastik in Bezug auf Anordnung und Sprache behandelt worden, die am deutlichsten zeigt, welche Fortschritte Paul Heyse seit „*Francesca da Rimini*“ gethan. — Was die Puppentragedie „*Perseus*“

anbelangt, so ist sie eine reizende kleine Dichtung, die ein Musiker ein „*Capriccio*“ nennen würde, und die nur in Bezug auf ihre dramatische Form hier erwähnt werden muß.

Zwischen „*Francesca da Rimini*“ und „*Meleager*“, die wir hier nacheinander nennen, fällt aber der größere Theil der epischen Gedichte Heyses. Die „*Hermen*“, (Berlin, 1854) die kurz nach der Berufung des Dichters nach München herauskamen, enthalten dieselben. Zu verschiedenen Zeiträumen entstanden und deshalb auch verschiedenen Werthes, dürfen alle doch als zu den bedeutendsten Erscheinungen zählend, angesehen werden. — Den epischen Pendant zur „*Francesca da Rimini*“ bildet die „*Urica*“. Auch diese kleine Dichtung (in welcher der Dichter ein sehr schwieriges Versmaaß außerordentlich glücklich besiegte) leidet unserm Erachtens an gemachter Originalität, ohne im übrigen gewisse Vorzüge zu entbehren, die wir von vornherein als Eigenschaften der Heyseschen Poesie genannt haben. Aber Dichtungen wie „*die Brüder*“, „*die Furie*“, „*Michel Angelo Buonarrotti*“, „*Margherita Zoletina*“ und die „*Idyllen von Sorrent*“ (letztere in Beziehung zur Person des Dichters stehend, und daher nach der Lyrik sich stark hinneigend) dürften wohl selten von einem noch so jungen Poeten als Heyse in so kurzen Zeiträumen producirt worden sein. Als das Meisterstück Heyses sind im Allgemeinen „*die Brüder*“ erachtet worden — ein chinesisches Geschichtlein, das nach Liederandeutungen des Schi-King geschaffen wurde. Müßen wir uns auch dem Urtheile, daß Heyses „*Brüder*“ ganz vorzüglich sinnig und reizend seien, anschließen, so müßen wir doch hinzufügen, daß uns auch die übrigen der genannten epischen Dichtungen angezogen haben und als vorzüglich erschienen sind. „*Die Furie*“ durch ihre lebenswürdig schalkhafte Erfindung, „*Michel Angelo Buonarrotti*“ und „*Margherita Zoletina*“ durch ächte Leidenschaft und Wärme der Farben, die „*Idyllen von Sorrent*“ endlich durch eine Grazie und Feinheit, die durchaus nicht zu verwechseln ist mit der geleckten Zierlichkeit der Lovelyrifer. — Außer den in den „*Hermen*“ enthaltenen Gedichten ist uns Paul Heyse noch in einigen, bisher nicht gesammelten Balladen als erzählender Poet begegnet.

Auch Heyses lyrische Gedichte sind noch nicht selbstständig erschienen und es mag vielleicht ein guter Theil derselben noch ungedruckt im Pulte des Dichters ruhen.

Aber was davon gedruckt wurde, ist nicht minder vorzüglich als die übrigen Productionen. Im Schadschen Musenalmanach findet sich ein lyrischer Cyclus „Speranza“, im Gruppischen Musenalmanach stehen „Mädchenlieder“ und in Zeitschriften sind da und dort Gedichte verstreut, die sich eben so wohl durch ächtes, volles Gefühl, tiefe Empfindung, als durch formelle Schönheit auszeichnen. — Bei der Thätigkeit Heyses als Lyriker wollen wir nicht unerwähnt lassen, wie er zu dem mit Emanuel Geibel gemeinschaftlich herausgegebenen „Spanischen Liederbuch“ die Uebertragung einer großen Zahl spanischer Volkslieder und Romanzen und den Anhang „Provençalische Lieder“ allein geliefert hat.

Heyses „Novellen“ (Berlin, 1855) gehören natürlich zu den besten Erzählungen. Sie speculiren auf keine Tagesmode oder Tagesrichtung, sondern sind eben auch kleine Kunstwerke. Die bis jetzt erschienenen „die Blinden“, „Marion“, „La Rabbia“ und „Am Ti-

berufer“ sind sehr sinnig, klar und von ganz vorzüglicher Ausführung. Besonders „Am Tiberufer“ mit seinen vollendeten Charakterschilderungen und der schönen Ebenmäßigkeit in den einzelnen Theilen, mit seinem friedvoll versöhnenden Schluß hat uns die Hoffnung fassen lassen, daß der größere Roman, an dem Heyse gegenwärtig schafft, eine wirkliche Bereicherung unserer Erzählliteratur sein werde. —

In allem ergiebt sich, daß wir unter unsern jüngern Dichtern wenige haben, die gleich Heyse so vielseitig, überall dem höchsten zustrebend und überall zu den besten Hoffnungen berechtigt erscheinen. Heyse vorzüglich ist es, dem darum der Vorwurf jener Stillosigkeit gemacht wurde, den wir schon neulich als einer frankhaften Seite (leider ist es nicht die einzige) der Kritik erwähnten. Möge er in dieser Stillosigkeit verharren, in ihr fortschreiten, so wird sich die deutsche Dichtung jedenfalls Glück zu wünschen haben.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. Von A. Widmann, der als Verfasser einiger Romane („Lannhäuser“, „der Bruder aus Ungarn“) ehrenvoll bekannt wurde, erschien im Dunkerschen Verlag in Berlin ein Schauspiel „Mausikaa“. Erst in letzter Nummer gedachten wir des zu früh verschieden Alexander Fischer, von dem bekanntlich auch eine Tragödie „Mausikaa“ (von Adolf Stern herausgegeben) existirt. — Heibel hat seinen „Michel Angelo“ (den er Robert Schumann widmete) zwar im Buchhandel erscheinen, den Bühnen gegenüber aber Manuscript verbleiben lassen. Der „Michel Angelo“ ist beiläufig gesagt, die erste Dichtung Heibels, die wir in einer Miniaturausgabe erblicken. — Otto Ludwigs „Makkabäer“ sind in München mit großem Beifall in Scene gegangen.

Epische Dichtung. Die im Verlag von Leske in Darmstadt herauskommende Uebertragung der poetischen Werke Walter Scotts (von Alexander Reidhardt) ist nun bis zum dritten Bändchen, wel-

ches das „Lied des letzten Minstrels“ bringt, („das Fräulein vom See“ und „der Herr der Inseln“ waren die ersten Bändchen) vorgeschritten. — Adolf Schults, der Verfasser einiger lyrischen Cyklen, hat ein erzählendes Gedicht, „Ludwig Capet“ (Ludwig der sechzehnte?) im Verlag von Baedeker in Elberfeld erscheinen lassen. — Von unserm altherlichen Nationalepos, von den gewaltigen „Nibelungen“ ist eine englische Uebersetzung vor kurzer Zeit in London erschienen, was wir als erfreuliche Thatsache berichten!

Neue Belletristik. Die eben beginnende zweite Serie der „deutschen Bibliothek“ (Frankfurt, Meidinger) bringt einen neuen Roman „Ekkehard“ von B. Schefel. Derselbe soll katholisirende Tendenzen haben, aber in Bezug auf Ausführung und Sittenschilderung mittelalterlichen Lebens ein Meisterstück sein. — Von Mathilde Raven ist ein neuer Roman „Eversburg“ in drei Bänden (bei Rümpler in Hannover) soeben erschienen. — Otto Rosquette hat vor einiger Zeit mit einer historischen Erzählung „Das Hünengrab“ einen neuen Versuch im Gebiete der Erzählung gemacht. Sein erster Versuch

derart war bekanntlich der „Orion“ — ein Phantasie-
stück, das Verwandtschaft mit den Novellen J. von
Eichendorffs aufwies.

Musik. Richard Wagners „Tannhäuser“ ist
in München endlich in Vorbereitung. — Wie man
vernimmt, beabsichtigt die jetzt in Straßburg gastirende
Operngesellschaft, des Direktor Röder, die daselbst den
„Tannhäuser“ zur Aufführung gebracht hat, auch nach
Paris zu gehen und so der französischen Hauptstadt
den Genuß des Werkes zu vermitteln. — Ant. Rubins-
tein componirt gegenwärtig eine große Cantate „Das
verlorne Paradies“, deren Text nach Milton bearbeitet
wurde. Der junge Componist hat vor kurzem in den
in Wien erscheinenden Zellnerschen „Blättern für Musik,
Theater und Kunst“ einen interessanten Artikel über „die
russischen Componisten“ veröffentlicht, dabei aber frei-
lich den besten derselben — der er selbst ist, nicht nen-
nen können. — Am Dresdner Hoftheater ist die ko-
mische Oper „Doctor und Apotheker“ von Ditters-
dorf neu einstudirt zur Aufführung gekommen. — Der
„Mozartverein“, zur Unterstützung von Künstlern
und deren Hinterlassenen, hat sich unter das Protectorat
eines kunstsinigen Fürsten, des Herzogs Ernst von Go-
burg-Gotha, begeben.

Dichter als Bühnenleiter. Von gewissen Sei-
ten ist es vielfach in Frage gestellt worden, ob es „prak-
tisch“ sei, Dichter, Autoren oder literarisch gebildete
Leute überhaupt an die Spitze der Theater zu stellen.
Der gute Erfolg, den die Berufungen Dingelstedts nach
München, Laubes nach Wien, Ed. Devrients nach Carls-
ruhe, gehabt haben, beweist mindestens, daß diese Maß-
regel nicht zum Schaden der Bühnen und ganz beson-
ders nicht zum Schaden der Kunst ergriffen worden.
So können wir von unserm Standpunkt aus es nur
freudig begrüßen, daß abermals zwei Theater den Hän-
den des „Routiniers“ entzogen worden sind. An die
Spitze der neuorganisirten Stadttheaters zu Frankfurt
am Main wird Wilhelm Jordan treten. — Ein klei-
neres Stadttheater zu Liegnitz in Schlesien, ist von
Hermann von Bequignolles (als Poet vielfach,
namentlich durch seinen „Blondel“ genannt) übernom-
men worden. Um hier etwas Ganzes und Tüchtiges
leisten zu können, hat Herr von Bequignolles sich vernünf-
tigerweise auf das Schauspiel beschränkt und die Oper
ausgeschlossen.

Ein Gemälde von Piloty. Der Münchner
Maler Piloty hat soeben ein größeres Gemälde: „Den
Astrologen Seni vor der Leiche Wallensteins“ darstel-
lend, vollendet, welches von Kunstkennern als sehr origi-
nell und bedeutend gerühmt und in der Augsburger
„Allgemeinen Zeitung“ ausführlicher beschrieben wird.
König Ludwig von Baiern hat, wie man vernimmt,
das Gemälde angekauft.

Vermischtes.

Eine Dilettantenvorstellung. In Innsbruck
sind eine interessante Opernvorstellung statt, welche zum
Besten der Armen von Dilettanten gegeben wurde.
Man führte Erohrs „Zeffonda“ auf und zwar über
alle Erwartung gut, namentlich sollen die Dilettanten-
chöre denen der Hoftheater Nichts nachgegeben haben.
Fast die ganze Stadt Innsbruck wirkte mit, wer nur
immer singen konnte trat in den Chor, was nicht singen
konnte fungirte als Statist. So bot sich denn der
Stadt das seltne Vergnügen dar, einen großen Theil
der Elite ihrer jungen Damenwelt auf der Bühne be-
wundern zu können. Und dem guten Zweck entsprach
auch ein vorzüglicher Erfolg: die Oper mußte dreimal
bei übervollem Hause gegeben werden, die Einnahmen
waren glänzend. — Sehr treffend knüpft das „Wei-
marische Sonntagsblatt“ oder vielmehr dessen geistreicher
Feuilletonist hieran die Bemerkung: „Dieses Beispiel
verdient zur Nachahmung dringend empfohlen zu wer-
den. Man singt zu milden Zwecken alljährlich so viele
Kirchenmusik, daß die Theilnahme an diesen Aufführun-
gen nicht immer so reichlich ausfällt als man zum Besten
der Armen wünschen muß. Sorgfältige Aufführungen
guter Opern zu ähnlichen Zwecken würden aber dem
Publikum ein erhöhtes Interesse, und für die Aus-
führenden selbst eine willkommene Abwechslung und
künstlerische Anregung darbieten. Namentlich in Städten,
welche keine gute stehende Oper besäßen können, verbände
sich damit ein Kunstgenuß, den man um so höher zu
schätzen wissen, um so dankbarer und bereitwilliger unter-
stützen würde, je seltener er sich darbietet.“

Arctische Expedition. Briefe aus New-York
berichten, daß die Arctische Expedition, zur Auffindung
vom Capitain Kane am 3. d. M. New-York verließ.

Die Expedition wird nach der Baffins-Bai hinaufgehen und die bedeutendsten Vorgebirge besuchen, um Spuren vom Capitain Kane und seiner Gesellschaft zu entdecken. Bei dieser Gelegenheit können wir zugleich mittheilen, daß bei der kürzlich stattgehabten Versammlung der „Royal Society“ Capitän Callison einige Gegenstände vorzeigte, von denen man glaubte, daß sie zu der Franklinschen Expedition gehört haben. Sie bestehen aus einem Thür-Rahmen mit einem Schließhaken, mit dem

Stempel des breiten Pfeiles der Admiralität; einem Stücke Eisen, das einen Theil der Dampfmaschine des Erebus und Terror ausgemacht haben kann — dies ward von den Eingebornen als Art benutzt — und aus einem Stücke Kupfer, dessen sich die Eingebornen ebenfalls als Art bedienten. Diese Gegenstände wurden in der Victoria-Strasse auf Capitän Callison's Reise gefunden.

Anzeigen.

Im Verlag des Unterzeichneten erscheint das:

Weimarer Sonntagsblatt.

Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlicher Preis 5 Ngr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf dies Blatt entgegen. Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten:

Nr. 27. (1. Juli.)
 — Lenzenabend. Von A. Schöll. — Das Johannisfest.
 — Kulturtopographische Studien. Von K. Viederman u.
 — Kleine Zeitung.

Nr. 28.
 — Lied von Sorrent. Von Paul Heyse. — Die Davidsbündler. Eine musikalische Skizze. — Kulturtopographische Studien. (Schluß.) Kleine Zeitung.

Nr. 29.
 — Lied. Von Emanuel Geibel. — Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau — Die Davidsbündler. (Fortsetzung.)
 — Pariser Gärten. — Kleine Zeitung.

Nr. 30.
 — Ein Vergamanspiel. — Die Davidsbündler. (Schluß.)
 — Kleine Zeitung.

Nr. 31.
 — Tyroler Reiseskizzen. — Zur Hausliteratur. Von Ludwig Beschlein. — Kleine Zeitung.
 Weimar, Anfang August.

Hermann Böhlau.

Interessante schönwissenschaftliche Neuigkeiten
 im Verlage
 von Heinrich Matthes in Leipzig.

Faustine. Novelle von der Gräfin Mathilde von Reichenbach. Mit 1 Stahlstich. 8. Elegant broch. Preis 1 Thlr.

Die geistreiche, hochstehende Verfasserin zeichnet in ihrer Faustine ein Frauenleben aus ihren Kreisen, das die Schranken der Alltäglichkeit überschreitend, aber im Ringen mit der Convenienz und dem Schwanken zwischen Glauben und Unglauben untergeht.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünje.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.

Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei Novellen „Ein Tag in der Waldschmiede“ und „das Kobrenschiff“ — von M. Solitaire. 8. Eleg. broch. Preis 20 Ngr.

Die Kritik hat diese beiden Novellen bereits der besten Unterhaltungslectüre der Neuzeit angereicht und in der That führen sie eine Reihe prägnanter Bilder und Scenen vor, die effectvoll zu einem Ganzen verbunden, das Interesse des Lesers anregen und befriedigen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Musik

in
 Italien, Deutschland und Frankreich
 von
 den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart

von
Dr. Franz Brendel,

Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik und Lehrer am Conservatorium zu Leipzig.

Der Verfasser war bestrebt ein allen Gebildeten zugängliches Werk zu liefern, um das immer noch sehr verzweigte Studium der Geschichte der Musik anzuregen, und dadurch zu bewussterer Auffassung und geistvollerem Verständniß hinzuleiten, überhaupt für Veredlung des Geschmackes zu wirken. Wie sehr ihm dies gelungen und mit welchem Beifall das Werk aufgenommen worden ist, beweist der schnelle Absatz, der nach 2 Jahren eine neue Auflage nöthig machte. Diese erscheint jetzt in 2 Bänden oder 4 Lieferungen, um den vierten Theil der Bogenzahl vermehrt, welchen dadurch gewonnenen Raum der Verf. benutzt hat, um sich ausführlicher noch als früher geschehen, über die grossen Bewegungen der Neuzeit auf musikalischem Gebiete auszusprechen. Die Vollendung des Werkes erfolgt bis gegen Ende August.

Leipzig, im Juli 1855.

Heinrich Matthes.